

Nr. 241. Bromberg, den 4. November 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

(13. Fortsetzung.)

Herr Piérout hatte den sensationellen Artikel „Der Lebensroman eines entsprungenen Sträflings" kaum zu Ende gelesen, da hörte er von seinem Garten her ein verdächtiges Geräusch.

Er hob den Kopf, sah hin, riß den Mund eiförmig auf und fuhr ohne einen Laut auszustoßen, wie von der Tarantel gestochen, von seinem Stuhl auf.

Und schon stürzt er hin . . .

„Oh, dieses niederträchtige Geschöpf!"

Er hebt Boubou auf und der steht nun, noch ganz verwirrt von seinem Sturz, unbeweglich, keuchend, mit einer mitten in einem Salatkopf zerschlagenen Nase vor ihm auf der Erde.

„Woher kommt dieses freche Ding!" ruft der Zollbeamte aus. „O Gott, o Gott, in meinem Salat, in meinen Zichorien!"

Boubou kommt, wie er so roh gebeutelt wird, wieder zur Besinnung. Er protestiert: „Ich kann gar nichts dafür!"

„Du kannst nichts dafür?"

„Nein, nur der Schmetterling."

„Was? . . . Der Schmetterling! . . . Du willst dich wohl über mich lustig machen, du Range! . . . Sag einmal, wer hat dir denn erlaubt, in meinen Garten zu kommen?"

Piérout zwingt das Kind, das er in seiner Wut an den Ohren in die Höhe zieht, daß es sich auf die Fußspitzen stellt und ihm so in das Gesicht sieht, gerade hinein in das Gesicht. Und die Augen des Beamten scheinen unter dem langen grünen Mützenschirm förmlich Blitze zu schleudern. Boubou, dessen Kopf so wie so schon von Weindampf überhitzt ist, wird vom tiefsten Schrecken erfaßt.

„Ach . . . lieber Herr . . . tun Sie mir doch nichts!"

„Komisch ist das Ding mit seinen Bubenhaaren . . . Du bist wohl eines von den Lumpensammlermädeln, nicht wahr?"

„Nein . . . ich bin gar kein Mädel."

„Was?"

„Ich bin gar kein Mädel, ich bin ein Bub."

„Du . . . ein Bub . . . und man zieht dich an wie ein Mädel?"

„Ja."

„Warum?"

„Das ist wegen dem schwarzen Mann.'

„Was? . . . Das Balg scheint ja verrückt zu sein. . . . Was faselst du? . . . Und vor allem, wie heißt du?"

„Boubou."

„Was sagst du?"

„Boubou."

„Sag es noch einmal, rasch, rasch, sofort!"

„Ach bitte, bitte . . . tun Sie mir nichts!"

„Nein . . . aber sag es noch einmal."

„Bou . . . Bou . . . Bou . . . Bou . . ."

Herr Piérout hört mit einemmal auf, die Ohren des Salatverwüsters zu kneten. Mit einem Stoß gegen den Mützenschirm schiebt er sich das Käppi in den Nacken und beugt sich, beugt sich, die Hände an den Knien, so nahe es geht, zu dem Kind herunter.

Seine Stimme ist rauh, sein Atem geht kurz und die aufgedunsenen Ohrläppchen werden rot wie blutendes Fleisch.

„Du sagst, du heißt Boubou?"

„Ja."

„Woher kommst du?"

„Von dort unten."

„Von Nogent-sur-Marne zu mindestens."

„Ja."

„Und dein Vater?"

„Ist dort."

„Wo?"

„Unter der Brücke."

„Unter welcher Brücke?"

„Unter der, die dort ist."

„Was macht denn dein Vater unter der Brücke?"

„Ich weiß nicht."

„Aber ich weiß es . . . er versteckt sich."

„Schon möglich."

„Dein Vater ist doch Tischler, nicht wahr?"

„Ja."

„Und heißt Bernier?"

„Nein."

„Wieso nein?"

„Mein Pap heißt Vinzenz."

„Vinzenz . . . ja richtig . . . Vinzenz . . . Er ist es! . . . Er ist es!"

Herr Piérout hat zwischen je zwei Fragen die merkwürdigsten Lautbildungen ausgestoßen. Es waren drei Arten von aneinandergereihten Tönen, die sich am ehesten so wiedergeben lassen: „Ojojoj! . . . tatata! . . . und sososo!" und die gleichzeitig sowohl ein unsagbares Staunen, als auch eine schwindelnde Befriedigung ausdrücken sollten.

Dann fragt er noch stockend: „Und . . . nicht wahr . . . gestern warst du bei der Hochzeit?"

„Wie . . was?" stottert das Kind, das sich an nichts mehr erinnern kann.

„Na, war das nicht sehr lustig gestern . . . hast doch viel gelacht . . . war ja ein Fest bei deinem Papa."

Boubou erinnert sich. „Ja, ja!" ruft er aus, „und die herrlichen Süßigkeiten, die ich in mich hinein gestopft habe . . . seither ist es anders . . . ach, lieber Herr, was hatte ich doch heut nacht für Hunger . . . und wissen Sie, dann tun mir auch die Füße so weh, weil wir doch die ganze Zeit gehen."

„Piérout knöpft mit einer Hand seinen Rock auf. Die überwältigende Freude bläht ihn wie einen Schlauch. Er richtet sich wieder auf. Beinahe schwankt er. Zwei große, dunkelviolette und knotige Adern steigen unter der faltigen Haut an seinen Schläfen auf. Er ächzt: „Also so was . . . nein . . . nein . . . aber so was . . ."

Und schließt dann einen Augenblick die Augen. Er denkt nach. Soll er gleich seinen Kollegen rufen, ihm von der wunderbaren Begegnung, die er eben hat, Mitteilung machen, von dieser Begegnung. die ihm die fette Prämie von zehntausend Frank in den Schoß wirft, ohne daß er sich dabei weh tun braucht? Nein. Cazot hat ihn eben erst ausgelacht. Er aber wird erst, wenn er den furchtbaren Verbrecher gefangen hat, vor ihn hintreten, um zu sagen: „Nun . . . nun, Herr Cazot . . . wenn ich mich nun aber doch als Detektiv betätige . . . ich, der Sherlock Holmes in der Westentasche . . . ich kann ja nichts, als ein paar Kisten alten Schnaps an den Zollschranken erwischen . . . Jetzt schau mal an, Herr Cazot, schau mal an!"

Was für ein verdutztes und bewunderndes Gesicht er dann machen würde, dieser Spötter!

Er hat sich entschieden. Er wird sofort das Kommissariat des Viertels antelephonieren: „Hallo! . . . Ich bin es, Piérout, Zollbeamter bei dem Tor von Bas-Meudon . . . Hallo . . . Ich bin auf der Spur von Bernier, dem entsprungenen Sträfling . . . Schicken Sie mir Unterstützung!" Dann kämen der Inspektor und einige bewaffnete Leute wohl in kürzester Zeit in einem Side-Car angerückt . . . sie würden kaum ein paar Minuten brauchen . . . sich sofort des Missetäters bemächtigen . . .

Doch halt! . . . Nur nicht sich überstürzen! . . . Wenn das alles so vor sich geht und wenn es die Polizisten sind, die Bernier bändigen und in Haft nehmen, kann er, Piérout, die Prämie dann noch zur Gänze beanspruchen? Steht nicht im „Petit Journal": „Zehntausend Frank für den- oder diejenigen, die den Verbrecher einfangen." Wenn er nun verpflichtet wäre, die Summe in acht oder zehn Teile zu zerteilen? Nein! Er will alles . . .

Dann muß er also ganz allein den Mann festnehmen! . . . Ganz allein! . . . Das Abenteuer ist unleugbar kühn, es ist gefährlich . . . Allein! Zum Teufel! . . . Aber immerhin: zehntausend Frank! . . . Das Wagnis lohnt sich.

Piérout zieht die Hüften ein, bläht sich auf in tapferer Entschlossenheit. Er wird das Abenteuer wagen. Allein? Ja, ganz allein! Er ist mutig. Hat er denn nicht in einer Nacht, bei Verdun, als er auf Patrouille stand, drei stürmenden Soldaten standgehalten? Ein Sträfling ist schließlich auch nur ein Mensch wie er, Piérout! Und Mann ist Mann. Und was immer für ein Verbrecher der andere auch sein möge, er macht ihm keine Angst. Er wird ihm mit dem Revolver in der Hand entgegen treten.

Und dann wäre es auch nicht so übel, diesem albernen Cazot zu zeigen, was er allein, ohne andere Hilfe, als der seines gesunden Menschenverstandes und seiner Flair, auszurichten vermag, wenn er sich einmal als Detektiv aufspielt . . . Sherlock Holmes in der Westentasche! . . . O ja, da wird einer nicht schlecht lachen. Aber dieser eine ist nicht Cazot!

Boubou steht mit gesenktem Kopf, indem er unsichtbare Tränen in der Nase aufzieht, unbeweglich und beunruhigt vor dem rätselhaften Zollbeamten. Letzterer aber reißt sich mit einem Ruck von seinen dunklen Berechnungen los.

Und er sagt in befehlendem Ton: „Hör mal, du kleiner Mistbub, daß du mir nicht wieder in meinen Garten kommst! . . . Sonst steck ich dich ins Gefängnis . . . Und jetzt troll dich wieder zu deinem Vater . . . Ich werde ihm diesmal nichts davon sagen, daß du mir meinen Salat zertreten hast . . . und so brauchst du ihm auch nichts zu erzählen . . . Du redest doch nichts davon, nicht wahr?"

„O nein!"

„Auch nicht, daß du mich gesehen hast und daß ich dich bei den Ohren genommen habe?"

„O nein!"

„Du sagst ihm nichts! . . . Ganz und gar nichts!"

„Gar nichts!"

„Dann ist's gut . . . Du kannst gehen."

Boubou läßt sich das nicht zweimal sagen. Er stürzt davon, bleibt aber fast sogleich wieder stehen, sieht um sich und bricht in Tränen aus.

„Ich weiß nicht wohin", schluchzt er, „ich weiß ja gar nicht mehr, wo mein Papa ist."

Piérout nimmt ihn bei der Hand: „Na, geh nur da hinunter . . . und dann geh rechts . . . dort hinter der kleinen Brücke . . . und nicht wahr, du erzählst deinem Papa nichts?"

„Nein, sicher nicht", verspricht das Kind und stürzt auch schon davon.

Herr Piérout geht rasch wieder in das kleine Amtszimmer zurück, wo die Bekanntmachungen verfaßt werden, und wo Herr Cazot unter einem von der Decke herabhängenden grünen Lampenschirm aus Pappendeckel, der ihn wie ein Chinesenhut kleidet, sitzt und in eifrigster Steilschrift das alphabetische und ausgebesserte Dienstzirkular der Steuerbehörden über die „Produkte, Waren und Materialien, die beim Eintritt in die Stadt Paris zu verzollen sind", auf ein Register ad hoc überträgt. Piérout nimmt heimlich aus der Lade seines Pultes einen Revolver. Er steckt ihn in eine Rocktasche, verläßt das Amtszimmer und sagt dabei mit der natürlichsten Miene von der Welt: „Ich gehe jetzt für ein paar Minuten weg."

„Gut, Herr Sherlock Holmes", spöttelt Cazot.

Aber Piérout zuckt nur die Achseln und antwortet nichts. Draußen sucht er mit den Augen das Kind, das eben an den Zollschranken vorbeigekommen ist und sich nun nach rechts wendet. Da geht er ihm nach . . .

Das Gesicht dieses neuen Detektivs, das eben noch unter dem Zustrom des Blutes dunkelrot geworden war, ist jetzt aschfahl. Piérout hat große Mühe, um seine laut klappernden Kinnladen und sein nervös zitterndes Kinn zurückzuhalten.

Verflucht! Dieses Spiel ist heikel, kompliziert, gefahrvoll, aber auch entscheidend.

In der Wegbiegung, wo der Boulevard Viktor vom Quai de Javel abweicht, bleibt er stehen, bückt sich und versteckt sich eifrigst hinter einem Erdhügel, einem letzten Ausläufer der Festungswerke.

Dort unten, unter der kleinen Eisenbahnbrücke von Versailles, dort ist der Mann . . .

Piérout beobachtet auch das Kind. Boubou hat sich ungefähr fünfzehn Meter von seinem Vater in das Gras gelegt und stellt sich nun schlauerweise schlafend.

Doch, was macht nur der Mann. Es sieht aus, als spräche er allein mit sich selbst. Er gestikuliert. Aber warum schaut er denn dabei so in die Luft? Ha — dort oben auf der Strecke erhebt sich plötzlich, wie aus dem Boden geschossen, ein ähnliches Individuum. Kein Zweifel! Ihm haben Berniers Reden und Gesten gegolten. Dann hat der Flüchtling also Komplizen in der Stadt, Leute, die seine Flucht begünstigen.

Und wer ist der neue Unbekannte? Wahrscheinlich auch ein Räuber. Piérout sieht, wie er sich eilends in der Richtung des Viadukts von Auteuil entfernt und sich dort fünfzig Meter von dem Bahnhof von Grenelle den steilen Abhang des Dammes sitzend hinabrutschen läßt.

Bernier aber bleibt mit gesenktem Kopf, in tiefen Gedanken, unbeweglich auf der Brücke stehen . . .

Eine Welle von Ehrgeiz steigt Piérout zu Kopf, berauscht ihn wie Alkohol. Er denkt, daß er nicht nur den gefährlichen Verbrecher fangen wird, sondern daß er auch — es ist ja gar nicht auszudenken — dank seines Flair, dessen Existenz der mißgünstige Cazot nicht einmal gelten lassen will, der Polizei helfen wird, ihren Arm nach noch einem oder noch mehreren Missetätern auszustrecken. Und wenn er eine ganze wahrhaftige Verbrecherbande aufdecken könnte? So was ist schon dagewesen. Welch eine Aufregung in ganz Frankreich! Alle Zeitungen brächten sein Bild mit der wunderbaren Überschrift: „Ein einfacher Zollbeamter als Rivale der ersten Detektive der Welt." Er würde erst die zehntausend Francs an sich nehmen und dann aus dem Steuerdepartement austreten. Er ginge zur Polizei, er würde sehr bald Chef einer Polizeiabteilung. Und wer weiß, ob er nicht mit etwas Glück und dank seines unglaublichen Flair in nicht zu langer Zeit an die höchsten Stellen gelangen könnte? Warum denn nicht? Und ihm ist, als hörte er schon die Stimme eines Türhüters mit Silberkette, wie sie durch die Winde des Flusses, die fernen Quais und von dem spitzen Turm her, feierlich, wie zu einer Audienz bei einem Minister, ausruft: „Herr Polizeipräfekt Piérout!"

Und Cazot, was der für ein Gesicht machen würde!

Bernier sucht jetzt eiligst nur eines: sich zu verstecken. Er kann dann Hoffnung haben — und jetzt darf er wirklich hoffen — daß ihm die Polizei nicht auf der Spur ist und daß er, wenn er nun den ganzen Tag in dem alten Schiff hockt, die Nacht erleben wird, ohne in grausamer Weise verhaftet zu werden.

Dann kommt das Boot. Und dann ist er gerettet . . . Also rasch! Er muß an das Ufer der Seine gelangen.

Aber wo ist Boubou?

Er sieht ihn dort im hohen Gras der Festungswerke mit geschlossenen Fäustchen auf dem Rücken liegen. Armer Kerl! Das lange Umherwandern in der Nacht hat ihn ganz erschöpft. Bernier will zu dem Kind gehen. Schaut aber vorher noch einmal um sich, ob ihn auch niemand sieht oder verfolgt. Piérout jedoch hat sich schon der Länge nach hinter dem Erdhügel niedergeworfen. Das Käppi hat er heruntergenommen und sich ein paar Handvoll Gras auf den Kopf gelegt. Mit dem Blick am Rand des Abhanges beobachtet er jede Bewegung des Flüchtlings auf das genaueste. Er befindet sich kaum zwanzig Meter von ihm entfernt. Einen Augenblick sieht er auch sein Gesicht. Das ist wohl der Mann, den man sucht! Er entspricht genau der Beschreibung, die in der Zeitung steht. Den Bart hat er abgeschnitten und auf seiner rechten Wange sind neben dem Kinn noch die dunklen Faden geronnenen Blutes zu sehen, die in den Schmarren erstarrt sind. Nur die Kleidung ist anders. Natürlich hat er sich verkleidet. Hat er denn nicht auch seinen Sohn mit Mädchenkleidern ausstaffiert, um die Polizei besser irre zu führen?

Bernier hebt sein Kind sorgfältig, um es nicht zu wecken, von der Erde auf und will es auf den Armen forttragen.

Doch Boubou bricht in lautes Lachen aus: „Ich schlaf ja gar nicht, Pap!" und stellt sich ganz allein auf die Beine.

„Vorwärts, rasch!" befiehlt nun der gehetzte Mann.

„Ach, Pap", jammert der Knabe, der immerhin ein wenig eingedußelt war, „müssen wir denn noch immer gehen!"

„Wir müssen uns verstecken."

„Wovor, Pap?"

„Nun, du weißt doch, vor dem schwarzen Mann."

„Ach, Pap! . . . Laufen wir, laufen wir!"

Boubou klammert sich wieder an den Überzieher seines Vaters. Er ist bleich und zittert. Er denkt, ohne daß er es zu äußern wagt, daß das merkwürdige Geschöpf, dessen Grimm er sich eben zugezogen hat, mit den roten Wangen, den langen, gelben, unregelmäßigen Zähnen und den Feueraugen unter dem grünen Schirm vielleicht der schwarze Mann gewesen ist.

Mann und Kind steigen zur Seine hinunter . . . Herr Piérout gelangt, indem er sich langsam zurückzieht, bis an die Straße und versteckt sich dort hinter einem Schilderhäuschen. Den Browning hat er aus der Tasche gezogen. Er ladet ihn . . . Was hat er vor? Er will sich dem Mann, der eben den Quai de Javel überquert hat und nun die Böschung des Flusses entlang geht, ganz leise nähern, um ihm plötzlich von hinten in den Rücken zu springen. Er kann ihn dabei ganz sicherlich durch einen heftigen Stoß mit den Knien in das Kreuz zu Boden werfen und ihn so mit dem drohenden Revolver bändigen.

Und die zehntausend Frank sind dann sein!

Heimlich folgt er Verniers Spuren.

(Fortsetzung folgt.)

Oedland.

Das Häuschen schief, mit altersschwachem First.
Ein Bach dabei. Sein trocknes Ufer birst.

Flugsand der Acker, den der Sturmwind hebt,
Bis er als Staubgewölk am Wald verschwebt.

Der Wald? Kein Vogellied in Kiefernöde.
Der Boden bleiche Spreu. Die Äste spröde.

Ein bißchen Korn auf dünner Ackerkrume,
Karges Kartoffelkraut und Feuerblume.

Zwei Pappeln starren kahl in blaue Weite:
Ist keine Macht, die aus Verzweiflung lette?

„Bauer, wird Euch dies Dasein niemals leid
In unaufhörlicher Vergessenheit?"

„Ihr scheucht mich nicht, den keine Macht vertrieb.
Der Heimat wegen bleib ich, — ihr zu lieb!"

Max Bittrich.

Die Tante aus Amerika.

Humoreske von W. Ludwig-München.

Die Familie Gollinger lebte seit undenklichen Zeiten in Winkelsried. Alle waren sie, wie Jakob Gollinger, der letzte Träger des Namens, oft mit Stolz erzählte, angesehene und allgemein geachtete Bürger gewesen. Bis auf eine betrübende Ausnahme. Es hatte einmal einen Bruder Jakobs gegeben, Hermann, an den er nur ungern dachte. Denn der war ein rechter Taugenichts gewesen. Schon in jungen Jahren wurde er in eine dunkle Sache verwickelt; und eine ihn bedrohende Katastrophe, über deren Einzelheiten niemand sprach, konnte nur dadurch abgewendet werden, daß die ganze Familie das Geld zusammenlegte, das Hermann brauchte, um nach Amerika auszuwandern. Man hoffte, daß er dort für immer verschwinden würde. Das besorgte er auch gründlich. Volle dreißig Jahre vergingen, ehe er etwas von sich hören ließ. Als dann endlich ein Brief mit amerikanischen Marken kam, da öffnete ihn Jakob mit zitternden Händen. Er fürchtete schlimme Nachrichten, womöglich eine Bitte um Geld. Aber er sah sich angenehm enttäuscht. Hermann schrieb, es sei ihm nach mancherlei Fehlschlägen gelungen, sich eine gute Existenz zu gründen, und er habe sich so viel erspart, daß er seine alten Tage nun sorgenfrei verleben könne. Aber ein Leiden, das ihn seit langem quäle, mache sich nun, da er sich zur Ruhe setzen wolle, sehr unangenehm bemerkbar, so daß er wohl nicht mehr lange zu leben habe. Das war auch der Grund, weshalb er jetzt, nach so vielen Jahren, dem Bruder schrieb. Er wollte nicht aus dieser Welt gehen, ohne noch einmal, auch im Namen seiner Frau, einen letzten Gruß in die alte Heimat zu senden.

Die Nachricht erregte nicht nur in der Familie Gollinger beträchtliches Aufsehen, sie versetzte ganz Winkelsried in Erregung, denn Jakob sprach überall davon, und die Spannung steigerte sich noch beträchtlich, als schon sehr bald darauf ein zweiter Brief aus Amerika kam, der die Nachricht von dem plötzlichen Tode Hermanns brachte. Das in etwas unbeholfenem Deutsch abgefaßte Schreiben hatte den Anwalt des Verstorbenen zum Verfasser und enthielt unter anderem die nun freilich nicht sehr freudig aufgenommene Nachricht, daß Gollinger zur Erbin seines gesamten Vermögens ganz allein seine Frau eingesetzt habe. Kinder hinterließ er nicht. Die des Deutschen nicht mächtige Frau ließ den Verwandten in Winkelsried Grüße bestellen.

Jakob Gollinger lebte in etwas engen Verhältnissen und besaß eine heiratsfähige Tochter. Er war sehr enttäuscht, daß der Bruder ihm auch nicht das kleinste Legat ausgesetzt hatte. Aber Frau und Tochter erfaßten mit der Frauen eigentümlichen, größeren geistigen Beweglichkeit die Lage viel besser als der schwerfällige Vater, und sie hatten auch sogleich ihren Plan fertig. So lange die Erbtante in Amerika wohnte, konnte sie wieder heiraten oder sonst das Vermögen in alle Winde verstreuen. Deshalb war es von größter Bedeutung, daß man sie dazu brachte, nach Winkelsried zu kommen. Es entwickelte sich, immer durch den Anwalt als den Vermittler, ein reger Briefwechsel mit Tante Lizzi. Bald erhielt sie eine Einladung, zu Besuch zu kommen, und als auch die Möglichkeit ihrer dauernden Übersiedelung nach Winkelsried angedeutet wurde, stimmte sie ohne weiteres zu. Sie hatte, wie sie durch den Anwalt schreiben ließ, mit ihrem Mann sehr zurückgezogen gelebt, und jetzt, nach seinem Tode, fühlte sie sich einsam.

Im Hause Gollinger herrschte Feststimmung, und ihre Wogen, die über ganz Winkelsried hin gingen, erregten Staunen und Neid. Die baldige Ankunft der reichen Erbtante umgab die Familie mit einem romantischen Schimmer. Bisher hatte Familie Gollinger die bescheidene Achtung der Mitbürger genossen. Nun rückte sie auf einmal in die besten Kreise auf, und schon nach kurzer Zeit konnte Fräulein Gollinger Karten verschicken, in denen sie ihre Verlobung mit dem Sohne des Bürgermeisters bekannt gab.

Eine neue, größere Wohnung in der besten Lage der Kleinstadt wurde gemietet und auf das beste instand gesetzt. Gollinger trieb die Handwerker an, daß sie das Möglichste taten.

„Nehmen Sie die schönsten Tapeten, die Sie haben", sagte er zum Tapezierer. „Sie haben wohl gehört, daß meine Schwägerin aus Amerika zu uns zieht, sie hat einen sehr verwöhnten Geschmack."

Empiremöbel wurden gekauft. „Meine Tante haßt, wie alle Amerikanerinnen, das Plumpe", eröffnete Fräulein Gollinger ihren Freundinnen, „sie ist selbst sehr zierlich und war früher eine gefeierte Schönheit."

Tante Gollinger war der wichtigste Gesprächsstoff in Winkelsried. Ihre Verwandten taten das Möglichste, einen Legendenkranz um sie zu weben.

An dem Sonntag nachmittag, als sie ankommen sollte, stauten sich die Menschen auf dem kleinen Bahnhof. Draußen vor der Sperre am Geleise wartete Gollinger im Zylinder. Seine Gattin war in violetter Seide. Neben den Eltern stand das junge Paar. Die Braut hielt als Erkennungszeichen einen Strauß roter Rosen in der Hand. Sie hob ihn hoch, als der Zug einlief. Er hielt.

Kurze Zeit verging, dann wurde ein Wagentür dritter Klasse aufgestoßen. Eine grellbunte Bluse leuchtete aus dem Wageninnern. Eine kleine, dicke Gestalt kugelte fast über das Trittbrett herab.

Minchen Gollinger stieß einen lauten Schrei aus, der Rosenstrauß rollte aus ihrer Hand über das Geleise.

Tante Lizzi, die mit ausgebreiteten Armen auf sie zu eilte, war ein Negerin.

Der Glücksvogel.

Eine Geschichte von Heinrich Eisen.

Das Ereignis war vorbei. Die Dorfleute hatten sich, ihre lärmende Kinderschar voraus, mit den Freiballonfliegern auf den Heimweg gemacht, denn es ging schon auf den Abend, man hatte noch alle Hände voll zu tun und war müde von der Mahd. Stimmengewirr und Lachen klangen fernher.

Peter und Rosmarei lagen allein. Über der Hochwiese stand der gelbe Riesenball. Halb gegen den Tannenwald, halb gegen den Himmel. Windstille. Heuduft. Vogelstimmen. Eine ganz feine, hohe Insektenmusik. Drüben zogen die Schafe langsam nach dem Pferch. Mäh — mäh —.

Der Schafbub und das Gänsemädel gehören zusammen. Sie haben beide kein Hab und Gut, keine Eltern. Sie liegen stundenlang irgendwo und schweigen. Sie sehen sich lächelnd an, berühren sich mit den Fingerspitzen und atmen ganz leise, denn nun haben sie nur noch ein Herz und ein Blut. Das schlägt in beiden. Das kreist in beiden. Aber jetzt ist Peter manchmal seltsam beklommen zu Mut. Das kommt weil Rosmarei mit einem Male kein Kind mehr ist. Es geschah so plötzlich. Fast über Nacht. Peter wagt seine Fingerspitzen nicht mehr an sie zu legen. Und sie waren

doch Freunde von klein auf. Rosmarei ist jetzt so um die sechzehn herum. —

Vom Dorf her läuteten die Glocken. Später klangen Lieder herauf. Die Lieder des Volkes, der Heimat. Zweistimmig. Eins schöner als das andere. Weh und süß zugleich.

Es war Nacht geworden. Peter sagte, wenn er sterbe, wolle er hier oben im Grase liegen, und unten auf der Straße müßten die Mädchen gehen und singen.

Rosmarei sagte ja. Ob sie nicht gehen müsse, fragte Peter. Sie schüttelte den Kopf. Die Burschen stellten ihr nach. Was dann? dachte Peter. Da stand sie auf. Komm, sagte sie und ging hinüber nach dem Freiballon. Ein dunkles, rundes Ungeheuer war das jetzt. Sie stieg in den Korb. Hier, sagte sie.

Peter sah ein wenig blöde aus, so sehr staunte er über ihre Kühnheit. Dann rannte er nach dem Schäferkarren und brachte sein frisches sechspfündiges Bauernbrot, einen nicht viel weniger schweren Käse und einen großen Krug frischen Quellwassers angeschleppt. Sie saßen in ihrem eigenartigen Freiluftheim und hielten ein Festmahl. Das Brot duftete. Und weil es keinem König und keinem Krösus je besser geschmeckt hat, lagen sie sich unversehens in den Armen und küßten sich. Zum erstenmal. Sie herzten und küßten sich lange, wurden müde und schliefen ein. Da — kroch der blöde Jakob aus dem Holunderbusch, löste mit vergnügter Geduld und mit einer alten, verrosteten Messerklinge alle Halteseile und sang mit kindischer Fistelstimme so leise, daß man's kaum hören konnte: „Flieg', Glücksvogel, flieg' . . ." Der Ballon erhob sich, langsam und ohne Laut, weich wie ein Traum, stieg höher und höher, stand lange, als rühre er sich nicht, wie eine schwarze Mondscheibe gegen den silberblauen Sternhimmel.

„Hihihi", kicherte der Alte. — — —

Als Peter erwachte, glänzte die gelbe Kugel über ihm in der Sonne, und rings herum floß Himmelsblau. Er dachte, es sei Zeit, aus dem Korbe zu steigen. Aber als er sich aufgerichtet hatte, blieb ihm vor Schreck fast das Herz stehen. Tief, tief unten, tausend, zweitausend Meter und mehr, lag die Erde. Nein, sie lag nicht, sie lief weg. Ihn schwindelte. Er hielt sich krampfhaft fest. Schloß die Augen — nichts bewegte sich — riß sie wieder auf. Der Ballon stand still. Die weißen Wolken oben und unten und überall standen still. Dann fiel Peter ein, daß dies nur Schein war. Sie flogen wirklich, mit den Wolken, über die Erde. Dem Schreck folgte die Freude. Der Bub warf sich neben Rosmarei auf die Knie. Und als sie begriffen und die erste Bangnis, so hoch in der Luft zu sein, überwunden hatte, jubelte sie, zog sich vorsichtig am Korbrand hoch, sah hinab, sprang Peter an die Brust und schüttelte ihn, sah wieder hinab, hinauf, hinaus in die Weite, die ohne Ende schien. Lange war Rosmarei still. Auf einmal schrie sie. Es war ein schöner, heller, bebender Laut. Nie hatte Peter solchen Schrei aus einem Menschenmunde gehört.

Vergeblich besannen sie sich, wie alles wohl gekommen sein konnte und was noch daraus werden würde. Aber sie verscheuchten immer wieder alle Furchtsamkeit, genossen, daß sie flogen. Es war ein Märchen.

Höher, sagte sie. Er schnitt die Sandsäcke ab. Sie schossen hinauf. Die Luft wurde so seltsam. Sie spürten gar keinen Atem mehr. Und dann wogte unten ein weißes Wolkenmeer, und über ihnen glänzte eine so durchsichtige klare Bläue, wie sie sie noch nie gesehen.

Sie flogen nicht. Nein, sie schwebten. Sie hingen, ein gelbes Fünkchen, ein Sternsplitterchen, im unendlichen All. Sie vergaßen, sich zu küssen, so über alle Maßen schön und heilig erschien ihnen dies. Es war nichts Irdisches mehr.

Die Sonne sank. Das Wolkenmeer brannte und losch langsam aus in nie geschauten Farben. Der Ballon war bald eine goldene, bald eine glühende Kugel.

Sie saßen die ganze Nacht. Zu Zeiten kamen aus der Tiefe schweres Donnerrollen und Wetterleuchten. Oben standen die Sterne. Waren sie je so groß und leuchtend? Zauberschiff, sagte Peter. Himmelsschiff, sagte Rosmarei.

Der Ballon sank. Am Morgen waren sie mitten im Wolkenmeer. Es ging ein heftiger Wind. Sie freuten sich des neuen, phantastischen Erlebens in den geisterhaften Schwaden und Nebelfetzen. Dann tauchte die Erde wieder auf. Kam näher. Immer niedriger ging's über die Berge, Täler, Flüsse, Dörfer, Städte. Ebenes Land floß hin. Äcker, Wälder. Sie sahen die Menschen winken, zusammenströmen. Wo die Scharen groß waren, klang es wie ein Brausen herauf. Mittags erschien ein unabsehbares Häusermeer in der Ferne. — — —

Die Landung, die tosende Menge, Polizei, Militär, Dutzende von Photographen, Damen und Herren mit Notizbüchern, hohe Beamte, die Freiballonflieger, Gefrage, Gerede, Händedrücke, Rufe des Entzückens — alles ging für den Schafhirten und das Gänsemädel aus dem stillen Dorfe in einem unfaßbaren Chaos unter. Aber als sie nach einigen Tagen der Heimat zufuhren, immer noch wie im Traum, da wußten sie, daß der blöde Alte seinen Scherz durch alle Gassen gejohlt, daß die Nachricht von dem führerlosen Ballon mit den hilflosen Insassen das Land durcheilt und alles um sie gebangt hatte. Man hielt sie für verloren, in den Gewittern umgekommen, in einem Walde niedergebrochen, in einem See ertrunken. Alles jubelte, daß sie gerettet waren. Die Ballonreise der Dorfwaisen bildete das Tagesgespräch. In der Riesenstadt feierte und beschenkte man sie überschwenglich. —

In wenigen Jahren wurden sie Mann und Frau. Sie hatten Haus und Hof und nahmen den blöden Jakob zu sich. Wenn er ihnen eine besondere Freude machen wollte, kicherte er: „Flieg', Glücksvogel, flieg', . . . hihihi . . . ." Dann lachten sie beide, Peter und Rosmarei.



Bunte Chronik



* **Bauern schützen ihr Gotteshaus.** Der französische Touring Club erzählt in seinem Blatt eine interessante und rührende Geschichte von den Bauern einer kleinen Gemeinde im Departement Haute-Garonne, die ihre vom künstlerischen und vom historischen Standpunkt wertvolle alte Kirche verteidigten, nicht weil sie die Kostbarkeit des Besitzes kannten und ihn gut verwerten wollten, sondern aus treuer Anhänglichkeit zu dem ihnen lieb und teuer gewordenen Bauwerk. Diese Bauern sind die Bewohner des Dorfes Pegriffas, in dessen Mitte sich eine teilweise im romanischen Stil erbaute Kirche befindet, der Überrest einer großen Abtei, die im 9. Jahrhundert gegründet wurde. Ein Antiquitätenhändler kam vor einiger Zeit durch das Dorf, sah das alte Gotteshaus, bemerkte die prächtigen Kapitäle und beschloß, daß diese sein Eigentum werden müßten. Er ging zum Bürgermeister und bot ihm fünfzehnhundert Frank für die Kapitäle. Der Bürgermeister, natürlich auch kein Kenner und kein Liebhaber für Altertümer, war für den Antrag leicht gewonnen und versprach dem Händler, sofort die Genehmigung der Präfektur zum Verkauf einzuholen. Aber merkwürdigerweise verweigerte die Präfektur die Erlaubnis. Der Händler gab deshalb die Sache nicht verloren. Er ging wieder ins Dorf und bot zehntausend Frank für die Kapitäle. Zehntausend Frank! Das blendete den Bürgermeister so, daß er, ohne die Präfektur und ohne den Gemeinderat zu verständigen, dem Händler gestattete, sofort die Kapitäle wegschaffen zu lassen. Er hatte aber die Dorfbewohner vergessen. Als eine Anzahl Arbeiter erschien, um die Kapitäle von der Kirche zu entfernen, begann plötzlich die Sturmglocke zu läuten, und auf dieses Signal stürzten die Bauern, mit Heugabeln und Schaufeln bewaffnet, von allen Seiten herbei. „Versucht es nicht, auch nur einen Stein von unserer Kirche wegzunehmen", schrie man den Arbeitern zu, „sonst . . ." Und drohend wurden die Gabeln und Schaufeln gehoben. Die Arbeiter hatten wenig Lust, Bekanntschaft mit den Waffen der Bauern zu machen und zogen unverrichteter Dinge ab. Die Bauern sind aber mißtrauisch geworden. Seit diesem Zwischenfall haben sie einen Wachtdienst organisiert, um zur Stelle zu sein, falls es dem Händler doch noch einfallen sollte, Arbeiter zur Wegbringung der Kapitäle zu schicken. Tag und Nacht patrouillieren Posten um die alte Kirche, die sich stündlich ablösen.

Gedankensplitter.

Von Julius Loeb.

Wer eine böse Tat verheimlichen wille, tut am besten, sie nicht zu begehen.

*

Meinungen sind wie Uhren: alle gehen verschieden, und man verläßt sich schließlich nur auf seine eigene.

*

Je weiter das Ziel, desto höher muß man zielen.

*

Mittelmäßige Menschen haben ebenso gut ihren Wert wie Nullen hinter Ziffern.

*

Es gibt auch ansteckende Krankheiten des Geistes.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.